Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 56 (1976-1977)
Heft: 7

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

ES LEBE DIE BILDUNGSREFORM!

Seit dem Zweiten Weltkrieg wurden in den mit der Schweiz vergleichbaren Industriestaaten Europas zahlreiche Schritte zur Verbesserung des Bildungswesens eingeleitet. Viele davon brachten guten Erfolg; einige scheiterten, erwiesen sich als Fehler oder verliefen im Sand.

Mittlerweile wurde in der Schweiz über Bildungsreform vor allem *geredet*. Dieses Stichwort eröffnete ein weites Feld von Verzögerungen und Behinderungen, von gegenseitigen Unterstellungen, Verunglimpfungen und Verleumdungen. Mit engagiertem Gerede über Bildungsreform drückten wir uns vor den Unannehmlichkeiten konkreter Massnahmen. Kleine Verbesserungen gelangen allenfalls dort, wo das Etikett der «Reform» davon ferngehalten werden konnte.

Aber selbst diese nicht stattgefundene Reform wird noch im Nachhinein als Ausgeburt einer angeblichen Euphorie diskreditiert. Demgegenüber lobt man die Nüchternheit und Sachlichkeit, die unter dem Zwang der Verhältnisse neuerdings wieder zur höchsten Tugend geworden sind. Worin bestand denn diese angebliche Euphorie der späten sechziger Jahre? Schlicht und einfach in einem massiven Anwachsen der öffentlichen Ausgaben für das Bildungswesen (wie für alle anderen Aufgabenbereiche auch). Und gerade diese Kostenexplosion hatte mit Reform überhaupt nichts zu tun, im Gegenteil. Es war die Fortschreibung und quantitative Ausweitung des herkömmlichen Schulsystems für die wachsenden Schülerjahrgänge, welche diesen Aufwand nötig machten. Wir brauchten mehr Schulhäuser und mehr Lehrer, weil wir mehr Kinder hatten. Und die Gehälter der Lehrer hielten mit der Teuerung und dem allgemeinen Lohnniveau Schritt, mehr nicht.

Aber mit diesen anerkannt grossen Anstrengungen ist es – Euphorie hin oder her – nicht getan. Der stärkste Jahrgang sitzt erst in der sechsten Klasse. Im nächsten Jahrzehnt werden die geburtenstärksten Jahrgänge unser Berufsbildungssystem, die Mittelschulen und Hochschulen «durchwandern». Erst wenn auch den Angehörigen dieser Jahrgänge das in allen Parteiprogrammen beschworene Recht auf eine ihren Interessen und Fähigkeiten entsprechende Ausbildung zuteil geworden ist – also um das Jahr 1990 herum –, wird die Freude über die mit der verhinderten Bildungsreform angeblich gesparten Kosten berechtigt und ungetrübt sein. Heute deuten alle Zeichen darauf hin, dass wir zu solcher Freude wenig Grund haben werden.

Auf solchen Perspektiven unbeirrt zu bestehen, trägt allerdings wenig zur Imagebildung von Bildungspolitikern und Sachverständigen bei. Der zeitliche Horizont eines pragmatischen Politikers ist die Wahlperiode, und es gehört zu den charakteristischen und vielfach übersehenen Merkmalen von Bildungsreformen, dass sie gerade nicht im kurzatmigen Rhythmus solcher Perioden verwirklicht werden können. In Zeiten der verordneten bildungspolitischen Ernüchterung weiterhin den Sinn und die Notwendigkeit von Reformen zu be-

tonen, kommt deshalb einem Akt politischer Selbstaufgabe gleich.

Solche Grundsatztäter sind im bildungspolitischen Leben der *Schweiz* nicht besonders zahlreich. Die öffentliche Auseinandersetzung mit der Bildungsreform wird den Restauratoren überlassen, die ihr rechthaberisches Ceterum censeo: «Wir haben es immer gesagt» denn auch genüsslich verbreiten.

Wenigstens sind aber in der *Bundesrepublik* einige gewichtige Stimmen, welche Bildungsreform von Anfang an als schwierige und unausweichliche Aufgabe und nicht als ideologisches Tummelfeld verstanden haben, noch nicht verstummt. Ihre Mahnrufe sind Wort für Wort auf die schweizerische Situation übertragbar.

Mit einem fulminanten «Plädoyer gegen die Resignation in der Bildungspolitik» ist kürzlich die FDP-Politikerin *Hildegard Hamm-Brücher* an die Öffentlichkeit getreten[1]. «Bildung ist kein Luxus», schreit sie schon fast mit der Kraft der Verzweiflung ihren Kollegen ins Ohr, die eben jetzt – Pragmatiker bis ins Mark ihrer Knochen – sich daranmachen, im öffentlichen Haushalt das «Notwendige» vom «Wünschbaren» zu scheiden. Sie lehnt sich auf gegen eine «völlig irrationale Anti-Bildungsstimmung», Ausdruck einer «kurzsichtigen, oft zutiefst reaktionären und ausserdem langfristig gefährlichen Denkungsart». Unbeirrbar hält sie fest an der Bedeutung von Bildung für die «Selbsterhaltung einer freiheitlichen Gesellschaft, ihrer Wirtschaftskraft und ihrer sinnvollen Nutzbarmachung».

Dabei sind die Voraussetzungen in der Bundesrepublik in vielem noch günstiger als in der Schweiz. Immerhin gab es dort wenigstens während zehn Jahren einen initiativen und aufgeschlossenen Bildungsrat. Aus dessen Beratungen entstand 1970 ein umfassender «Strukturplan für das Bildungswesen», auf den die erste sozial-liberale Bundesregierung (mit Hildegard Hamm-Brücher als Staatssekretärin im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft) bei ihrem «Bildungsbericht '70» zurückgreifen konnte. Heute gibt auch der 500 Seiten starke «Bericht '75» des Deutschen Bildungsrates – Bilanz und Testament in einem – Rechenschaft über Absichten, Erfolge und Schwierigkeiten der Bildungsreform in Deutschland. Es ist eindrücklich zu sehen, welche Entwicklungen hier zumindest eingeleitet wurden, vom Elementarbereich über die Gesamtschulen zur Berufsbildung und zu den Hochschulen.

A propos Gesamtschulen: Sie sind «Schulen der Demokratie, nicht des Sozialismus!». «Nachdem die Gesamtschule leider kein Wunschkind der westdeutschen Demokratie ist, muss sie das Resultat geduldiger Entwicklungs- und Überzeugungsarbeit werden.» Das sind denkwürdige Worte aus dem Mund einer durch und durch liberalen Bildungspolitikerin. Stellt man sie der hierzulande erlebten Gesamtschulpolemik gegenüber, glaubt man, die Welt nicht mehr zu verstehen.

In der Bundesrepublik geht es in erster Linie darum, diese eingeleitete Entwicklung sinnvoll fortzusetzen; in der Schweiz müsste man sie endlich beginnen. Dabei sind Widerstände in erster Linie dort zu überwinden, wo neuerdings die Gefahr von *zuviel Bildung* beschworen wird. Die Aufnahmefähigkeit des Arbeitsmarktes wird als alleiniger Massstab für die Art und das Ausmass von Bildung genommen, welche der Staat seiner jungen Generation anbietet. Mit grossem Nachdruck weist Hamm-

Brücher auf die faule Stelle dieser Gedankenkette hin. Der Anspruch jedes einzelnen auf angemessene Bildung darf keinesfalls geschmälert werden. Hingegen ist die leidige Verknüpfung einer bestimmten Ausbildung mit einem entsprechenden sozialen Status unbedingt zu durchbrechen. *Bildung eröffnet Chancen, sie begründet keine Ansprüche.* Wir müssen den kommenden geburtenstarken Jahrgängen eine unvermindert gute Ausbildung angedeihen lassen, gerade weil wir wissen, dass der Konkurrenzkampf auf dem Arbeitsmarkt für sie grösser sein wird, als wir es gewohnt sind, und dass sie dabei nur mit einer guten Ausbildung werden bestehen können. In diesem Konkurrenzkampf werden die besser Ausgebildeten in jedem Falle privilegiert sein. Es geht nicht an, dass wir ihnen bestimmte Laufbahnen auch noch geradezu reservieren.

«Der Gedanke, dass ein Absolvent eines Hochschulstudiums – sprich Akademiker –, der nicht sofort und auf Lebenszeit in eine für ihn reservierte Laufbahn mitsamt Besoldungsgarantie einrücken kann, deshalb zum ‹Proletarier› herabsinken würde, ein solcher Gedanke erscheint anderswo ebenso absurd wie in unzulässiger Weise elitär. In anderen Ländern ist auch für Akademiker das zur Selbstverständlichkeit geworden, was für Nichtakademiker schon immer eine Selbstverständlichkeit war: Dass man unter Umständen in anderen, auch niederrangigeren Berufen als dem zunächst erlernten tätig sein kann (oder muss). Dies ist ein Tatbestand, der auch bei uns schon heute für jeden dritten nichtakademischen Berufstätigen gilt, ohne dass irgendwelche Befürchtungen sozialer Diskriminierung oder Proletarisierung laut werden. Es ist tatsächlich so: Nur solange man den Akademiker als einen durch Schule und Studium gegenüber allen anderen lebenslang Privilegierten definiert, besteht die Gefahr, dass durch eine Vermehrung von Studentenzahlen automatisch eine Überproduktion von Privilegierten verbunden ist. Wenn sie aber den gleichen Markt- und Wettbewerbsbedingungen ausgesetzt sind wie Nichtakademiker, dann kann es in einem freiheitlichen Gemeinwesen, in dem Bildung ein Wert an sich ist, keine ‹Überproduktion› an Gebildeten geben. Das Hochschulstudium wird zur Chance und nicht zum Anspruch.»

Diesen Grundsatz fand die Autorin bestätigt auf ihren zahlreichen «Bildungsreisen» in Ost und West, über die sie im zweiten Teil des Buches in anschaulicher Weise berichtet.

Den Hauptgrund für das Stocken und die Gefährdung der Bildungsreform in der Bundesrepublik sieht Hamm-Brücher darin, dass zwischen den politischen Lagern über den grundsätzlichen Stellenwert von Bildung eine Verständigung bisher nicht gelungen ist. «Was uns nach wie vor fehlt, ist nämlich die grundsätzliche Übereinstimmung zwischen allen demokratischen Kräften unseres Landes über die Zuordnung und Funktion des Bildungssystems in einer demokratischen Gesellschaft.» In diesem Punkt steht sie in klarem Gegensatz zu *Hellmut Becker*, einem anderen führenden Reformer, der sich noch nicht zum Schweigen hat entschliessen können. Für ihn sind die Ziele der Bildungsreform im wesentlichen nach wie vor unbestritten, und über ihre Notwendigkeit herrscht kein Zweifel[2]. Die Unzulänglichkeit des dreigliedrigen Schulsystems sei längst erkannt, meint er, die Notwendigkeit des Abbaus von Chancenungleichheit sei unbestritten, der An-

spruch auf Bildung eine Selbstverständlichkeit, die Notwendigkeit frühen Lernens und ständiger Weiterbildung seien allgemein anerkannt. Sogar darüber, «dass Lernen in der modernen Welt wissenschaftsbestimmtes Lernen sein wird», bestehe kein Zweifel. «Die Reform der Lehrinhalte in Anbetracht der Stoffexplosion ist genau so selbstverständlich wie die Reform der Methoden in einem Zeitalter, in dem es notwendig ist, die Menschen zur Selbständigkeit, nicht zur Anpassung zu erziehen.»

Für schweizerische Verhältnisse müsste diese Lagebeurteilung rundweg als unzutreffend bezeichnet werden, sicher ist sie aber auch für Deutschland in vielem reichlich optimistisch. Wenn schon eine Verständigung über die Bedeutung und den Stellenwert von Bildung in einer modernen, demokratischen Gesellschaft nicht möglich ist, wie sollte dann über einzelne Ziele, die sich nur von diesem Stellenwert her begründen lassen, so grosse Einigkeit bestehen können? Sowohl in der Bundesrepublik als auch in der Schweiz wird man ohne Selbsttäuschung feststellen müssen, dass auch auf dieser grundsätzlichen Ebene der Prozess der Aufklärung und der Reform erst am Anfang steht und dass seine Fortführung mit sehr grossen Anstrengungen verbunden sein wird.

«Schweiz, du hast es besser», schmeichelt Becker unserem Land und empfiehlt ihm, «es durch geeignete Schritte besser zu machen» als die Bundesrepublik. Eigentlich sollte er seine Schweizer gut genug kennen, um zu wissen, dass solche Sprüche hier nur in einer Richtung ausgemünzt werden, nämlich als Bestätigung und Rechtfertigung der bisherigen reformfeindlichen Haltung. «Hört alle her! Der Vater der deutschen Bildungsforschung beglückwünscht uns dazu, dass wir auf dem Weg der Bildungsreform noch nicht vorangekommen sind. Solches Lob wollen wir uns auch für die Zukunft nicht verscherzen, bleiben wir also auch weiterhin stehen, wo wir sind.» Dass Beckers Feststellung geradezu eine Aufforderung darstellt, die bisher zurückgestellten Reformen nun endlich wirkungsvoll und überlegt anzugehen, wird in der Freude der unverhofft erfahrenen Anerkennung überhaupt nicht zur Kenntnis genommen.

Statt dessen wird nun bereits eine Exkursion zu den «Schutthalden der Bildungsreform[3]» geplant, um dort «Altbewährtes und zeitlos Gültiges» wieder zu finden, welches «im Zuge der Jugendrevolte und der neomarxistischen Welle» zu Unrecht weggeworfen worden sei. Den Weg zu den Schutthalden können sich die Restauratoren allerdings ersparen. Die «verkannten Werte» sind in ihren Herzen durch all die Jahre sehr lebendig geblieben und werden sich bei Bedarf in alter Frische präsentieren. Ich hoffe für meine Kinder, dass sie sich auch bei der Lösung jener Probleme bewähren werden, die für ihr Lebensschicksal von entscheidender Bedeutung sein werden.

Matthias Bruppacher

[1] Hildegard Hamm-Brücher, Bildung ist kein Luxus, Paul List Verlag, München 1976. – [2] Hellmut Becker, Schwierigkeiten der Bildungsreform in der Welt – Chancen in der Schweiz; in: Neue Zürcher Zeitung vom 3./4. Januar 1976. – Hellmut Becker/Ralf Dahrendorf/Peter Glotz/Hans Maier, Die Bildungsreform – eine Bilanz, Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1976. – [3] Erich A. Kaegi, Zwischenbilanz der Bildungsreform; in: Neue Zürcher Zeitung vom 3. August 1976.

BÜCHER ÜBER DIE BEIDEN DEUTSCHLAND

Trotz oder vielleicht gerade wegen der Anerkennung der Existenz zweier deutscher Staaten ist die «deutsche Frage» keineswegs von der Tagesordnung europäischer Politik verschwunden. Sie stellt sich vielmehr unter neuen und nicht minder interessanten Aspekten. Davon zeugt die rasch anwachsende Literatur zum Thema «Deutschland», dem Verhältnis zwischen den beiden Teilstaaten, der Bundesrepublik und der DDR, und ihrer in so vielfacher Weise unterschiedlichen, wenn nicht diametral entgegengesetzten Entwicklung. Insbesondere für die DDR bestand ein erhebliches Nachholbedürfnis an wissenschaftlicher Erforschung. Allzu lange war sie als sowjetisches Protektorat Niemandsland, überschattet von Klischeevorstellungen des «Kalten Krieges» und vielen, sehr verständlichen Gefühlen der Miss- oder Verachtung für einen Staat, der (in den Worten des DDR-Kenners Ernst Richert) «nicht sein darf», und der sich selbst zu verschlossen und verbissen zeigt, um sich einer breit und sachlich angelegten wissenschaftlichen Durchleuchtung zu öffnen.

Trotz der ostdeutschen Abgrenzungspolitik hat sich die Analyse der DDR seit Ende der sechziger Jahre zunehmend versachlicht. Heute kann von einer weitgefächerten DDR-Forschung im eigentlichen Sinne gesprochen werden. Zumal in der Bundesrepublik hat sie bereits zu einer beachtlichen Literatur über den ostdeutschen Staat geführt. Wesentliche Impulse verdankt sie dem vom Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen 1971 erstmals veröffentlichten Systemvergleich der beiden deutschen Staaten im Zusammenhang mit dem «Bericht zur Lage der Nation». Unter der gleichen wissenschaftlichen Leitung (von Professor Peter Christian Ludz) erschien nun das «*Handbuch der DDR*[1]». Es bietet eine Fülle von Information über fast alle Lebensbereiche der DDR, von der «Agitation» und «Agrarpolitik» über «Literatur» und «Militärpolitik» bis hin zum «Zivilrecht» teils in grösseren Beiträgen, teils in kurzen Hinweisen, ergänzt durch Schautafeln, Tabellen sowie nützliche Literaturangaben am Ende des Bandes.

Für dieses Werk stand eine grosse Anzahl anerkannter Fachleute zur Verfügung. Sie haben die keineswegs leichte Aufgabe einer zuverlässigen und möglichst objektiven Darstellung selbst politisch oder ideologisch so vorbelasteter Themen wie «Deutschlandpolitik», «proletarischer Internationalismus» oder «Integration» insgesamt gut gelöst. Wo es Ausnahmen oder Lücken gibt, wird man sie mindestens ebenso der einseitigen ostdeutschen Selbstdarstellung wie den Bearbeitern vorwerfen müssen: es gibt eben nur spärliche Informationen über so delikate Themen wie das Verhältnis zur Sowjetunion, die Rüstungspolitik oder das Ausmass, in dem die DDR eine eigene Spitzentechnologie (zum Beispiel Elektronik oder Nukleartechnik) entwickeln kann. Gerade deshalb hätte man ausführlichere Hinweise hierzu um so mehr begrüsst. Zu bedauern ist auch der Entschluss der Herausgeber, auf die Aufnahme von Biographien führender Persönlichkeiten der DDR zu verzichten.

Trotzdem: hier liegt ein Werk vor, das in umfassender Weise einen Überblick über einen wenig bekannten, aber nichtsdestoweniger wichtigen europäischen Staat vermittelt. Es unterscheidet

sich damit positiv von seinen viel bescheideneren Vorgängern (den Handbüchern «SBZ von A bis Z»), denen ein kämpferisch-herablassender Ton viel von ihrem Informationswert nahm.

Über die Bundesrepublik gibt es seit Jahren eine kaum mehr überschaubare Fülle von Darstellungen aller Art. Um so überraschter stellt man fest, dass eine systematische Behandlung von Grundlagen, Konzeptionen, Instrumenten und Praxis ihrer Aussenpolitik bis zum Erscheinen des hier anzuzeigenden *Handbuches deutscher Aussenpolitik*[2] nicht existierte. Es gibt zwar ausgezeichnete Bücher zu bestimmten Phasen oder Bereichen dieser Aussenpolitik – möglicherweise mehr als in manchen Ländern vergleichbarer Grösse. Professor Hans-Peter Schwarz, dem wir schon (zusammen mit Professor Richard Löwenthal) das ausgezeichnete Buch über die «Zweite Republik» verdanken, hat die sehr schwierige Aufgabe unternommen, mit diesem Handbuch die Lücke zu füllen. Er tat dies unter Heranziehung von 54 bestens ausgewiesenen Sachkennern, einem sehr klar strukturierten Aufbau und einem weitgespannten Themenkreis. Dazu bot sich wohl nur die Form eines «Handbuches» an – mit seinen vielen Vor- und einigen Nachteilen.

Um mit den letzteren zu beginnen: es gibt – worauf der Herausgeber korrekterweise selbst hinweist – Bereiche, die nicht behandelt werden konnten (wie Seerechtsfragen oder Probleme des internationalen Kommunikationswesens). Es gibt auch schwächere Beiträge (wie einige Länderkapitel) und es gibt die unvermeidlichen Überschneidungen. Aber sie wiegen insgesamt leicht angesichts der Fülle von Material, das hier aufgearbeitet und meist in sehr klarer und knapper Form ausgebreitet wird. Dafür mögen als Beispiele die Kapitel dienen, die der Herausgeber selbst verfasst hat, viele der Beiträge über die innenpolitischen Determinanten (etwa «Auswärtige Gewalt» von W. Kewenig, oder die Beiträge von W. Billing), über bestimmte Problemkreise der westdeutschen Aussenbeziehungen (hier etwa die Beiträge über die «Bedeutung der multinationalen Unternehmungen» von v. Krosigk; die «Bundeswehr» von v. Baudissin; oder die «Entwicklungsprobleme der Europäischen Gemeinschaft» von J. Schwarz) – um nur einige wenige aus einer langen Reihe erwähnenswerter Abhandlungen zu nennen. Als Schweizer interessiert man sich natürlich für das Kapitel über die Beziehungen der Bundesrepublik zu Österreich und unserem Land (von Chr. Skowronnek). Es zeugt von Sympathie und Verständnis für die Neutralen und weist zu Recht auf ihre aussenpolitisch relevanten Unterschiede und ihre wirtschaftliche Verflechtung mit der Bundesrepublik hin: eine gute, wenn auch mehr am Faktischen als am Grundsätzlichen interessierte Darstellung.

Das grösste Verdienst dieses «Handbuches» ist zweifellos, dass es in gedrängter Form einen ausgezeichneten Über- und Einblick in die ungemeine Komplexität von Aufgaben, Funktionen, Problemen, Bindungen und Verantwortlichkeiten gibt, mit denen ein moderner, hochindustrialisierter und demokratischer Staat von der Bedeutung der Bundesrepublik heute konfrontiert ist.

Abschliessend sei noch auf ein Buch hingewiesen, das eine Art Bindeglied zwischen den beiden vorerwähnten Bänden, genauer: den beiden von ihnen behandelten Staaten, bildet. Aus einer juristischen Dissertation hervorgegangen, handelt es sich um eine auf den

Stand von 1975 nachgeführte, sehr eingehende, manchmal etwas unbeholfen formulierte Übersicht über die komplizierte Rechtslage Deutschlands, seiner zwei Nachfolgestaaten, ihres gegenseitigen Verhältnisses und ihres Auftretens nach aussen[3]. Obwohl im Ansatz rechtswissenschaftlich angelegt, führt es den Verfasser immer wieder auf das politische Parkett. Die «deutsche Frage» lässt sich eben nicht nur in juristische Formeln fassen, weil sie letztlich eine tief politische ist. Der Verfasser kommt denn auch zu Recht zum Schluss, dass das umstrittene Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur Rechtslage Deutschlands an dieser politischen Realität vorbeizielt. Im Blick auf die Unwahrscheinlichkeit der Wiedervereinigung sei deshalb konsequenterweise das Grundgesetz entsprechend zu ändern. Nur so werde die Bundesrepublik in die Lage versetzt, auch rechtlich «mit sich ins reine» zu kommen, das heisst sich und die DDR als etwas Neues und Dauerhaftes zu akzeptieren und daraus die verfassungsrechtlichen Konsequenzen zu ziehen. Ganz neu sind diese Forderungen nicht. Wer allerdings glaubt, solche Anpassungen seien im Grunde genommen etwas Selbstverständliches, wo nicht Einfaches, muss sich durch diese sorgfältige Untersuchung eines anderen belehren lassen. Einem dem rechtsstaatlichen Denken verpflichteten Staat wie die heutige Bundesrepublik wird eine Verfassungsänderung, selbst wo sie politisch sinnvoll erscheint, keineswegs leichtfallen. Vergleicht man dies mit der zunehmenden Politisierung, der die Verfassung der DDR seit 1968 ausgesetzt wurde, so wird man darin letztlich mehr Positives als Nachteiliges sehen.

Curt Gasteyger

[1] DDR-Handbuch, hrsg. vom Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen, Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1975. – [2] Handbuch der deutschen Aussenpolitik, hrsg. von Hans-Peter Schwarz, R. Piper & Co. Verlag, München 1975. – [3] Kai Michael Wilke, Bundesrepublik Deutschland und Deutsche Demokratische Republik. Duncker & Humblot, Berlin 1976, DM 68.–.

IM DIENST EINES PHILOSOPHISCHEN GEDANKENS

Alfredo Parentes Aufsätze zu Benedetto Croce

I.

Es wird sich in den nächsten Dezennien ohne Zweifel immer klarer erweisen, dass in Benedetto Croce (1866–1952), dem neapolitanischen Philosophen, Historiker und Kritiker, der universalen Geistesgeschichte eine der überragenden Gestalten erstanden ist, wahrhaft einer der «spiriti magni», denen sich Dante im 4. Gesang des Inferno zugesellen darf. Mit seiner inneren Statur, als Gelehrter und als Staatsbürger, und seinem schier unübersehbaren Werke, das mit seinen über achtzig Bänden zu fast gleichen Teilen die Sparten der Philosophie, der Geschichtsschreibung und der literarischen Kritik besetzte, hat er die italieni-

sche Kultur der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beherrscht, doch auch die ausseritalienische Welt des Gedankens, durch seine Zeitschrift «La Critica» besonders, interpretierend, rezensierend, polemisierend recht eigentlich am Zipfel gehalten. Verdunkelungen seines Namens und Einflusses, wie für jeden Grossen des Geistes, werden sich einstellen und haben sich bereits eingestellt, zumal in Italien, wo viele das unbequem gewordene Joch abzuschütteln versuchen, aus welchen Gründen auch immer (Mode, Trägheit, opportunistische Interessen). Leicht aber wird die Überwindung seines Gedankens nicht sein, denn wie kein Denker vor ihm in solchem Ausmasse hat Croce seine Erkenntnisse *dargelebt*, sie in ihrer praktischen Anwendbarkeit erprobt, in der täglichen menschlichen und kritischen *Erfahrung* zudem die Motive zu immer neuen Fragestellungen und Lösungen findend. ‹Überwunden› hat er sich so selber jederzeit, es denn auch vermeidend, von einem philosophischen ‹System› zu sprechen, organisiert auch ein zentrales Licht die Welt seiner Gedanken; und eine ‹Schule› hat er nicht gegründet: er vertraute dem Gedanken, der Berufungen von selber weckt und weiterzeugend wirkt. Die 1947 erfolgte Gründung des Istituto italiano di studi storici in seinem Palazzo Filomarino zu Neapel (in welchem schon sein geistiger Vorfahr Giambattista Vico im 18. Jahrhundert ein- und ausgegangen war) diente mehr der Nutzbarmachung seiner gewaltigen, gegen 80 000 Bände und Nummern umfassenden Privatbibliothek, der grössten Italiens, als der Verbreitung seiner Doktrin.

An Berufungen und an begeisterter Jüngerschaft hat es ihm im übrigen nicht gefehlt. Nennen wir nur einige wenige Namen: Francesco Flora, Guido De Ruggiero, Adolfo Omodeo, Carlo Antoni. Ein merkwürdiges Schicksal hat keinem von ihnen ein vorgerückteres Alter beschieden; es ist, als habe die Hingabe, mit der sie dem Croceschen Gedanken dienten, sie vorzeitig aufgezehrt. Wäre ihnen eine längere Schaffenszeit vergönnt gewesen, so hätte sich nach des Meisters Tod der *anticrocianesimo* in Italien vermutlich weniger verheerend ausdehnen können.

In vorderster Front der noch verbliebenen Sachwalter des Croce-Erbes – und ihre Zahl ist so klein dennoch nicht, erhält sie doch immer neuen Zuzug auch aus internationalen Kreisen: seine Gemeinde hat Croce in Europa wie in den Vereinigten Staaten und in Japan – steht in Italien gegenwärtig *Alfredo Parente*, der seit 1964 die von ihm gegründete und geleitete «Rivista di studi crociani» herausgibt. Dass diese sich, als Hauszeitschrift der Croce-Familie, in den zwölf Jahren ihres Bestehens einen soliden Platz gesichert hat, ist zweifellos vor allem Parentes Verdienst. Seines Zeichens Musikkritiker, doch mit starken philosophischen Interessen (er betreut seit der Gründung den Philosophieunterricht am Istituto di studi storici), seit 1938 Bibliotheksdirektor der Neapolitanischen Gesellschaft für Heimatgeschichte, hat Parente früh schon Zutritt zu Croces engerem Freundeskreis, in der Folge fast täglichen Umgang mit dem Philosophen (wie anderseits Raffaello Franchini, der Hauptmitarbeiter an der «Rivista di studi crociani», Philosophieprofessor an der Universität Neapel, der vom Vater her schon zu ihm gehörte) und bewahrte diesem die Treue auch in der schweren Zeit der faschistischen Diktatur, während welcher so viele ehemalige ‹Freunde› sich vom anrüchig gewordenen Philosophen ab-

wandten. Dass der alte Croce auch den Philosophen Parente hochschätzte, erhellt drastisch der Umstand, dass er ihn einmal, wie Parente selber erzählt, mitten in der Nacht, von einem Kant-Problem gequält, zu sich rufen liess, um sich mit ihm zu besprechen. Und Parente auch hat Croce Einzelheiten seines Lebens anvertraut, die immer noch sein Geheimnis sind; sie betreffen die Erdbebenkatastrophe von Casamicciola (Juli 1883), in der Croce seine Eltern und seine einzige Schwester verlor und selber stundenlang unter den Trümmern des Hauses begraben blieb.

Zu Parentes siebzigstem Geburtstag (1975) veröffentlichen seine Freunde eine Festschrift, und er selber hat in einem stattlichen Band von gegen sechshundert Seiten seine zahlreichen Croce-Aufsätze vereinigt, von denen die meisten natürlich erstmals in der «*Rivista di studi crociani*» erschienen sind[1]. Das Werk, dem man auch ausserhalb Italiens weiteste Verbreitung wünschen möchte, ist zweifellos die bedeutendste, konzentrierteste und einsichtigste Annäherung an Croces Persönlichkeit und Werk, die seit dem Tod des Philosophen erschienen ist. Nicht nur gibt Parente aus intimster Kenntnis ein Bild vom Menschen Croce in seinen verschiedenen Aspekten, sondern sein Werk ist hauptteils ein Dialog, wie ihn Croce unter Philosophen verstand: nicht die populärwissenschaftliche Darstellung eines Handbuches, sondern die Herausarbeitung, Klärung und Bereicherung der mit penetrantem Blick erkannten Hauptprobleme des Croceschen Gedankens. Der Interpretierung nebenher geht selbstredend die Auseinandersetzung mit den offenen und geheimen, genannten und ungenannten Widersachern, italienischen besonders, Polemik also gegen Ignoranz oder böswillige Fälschung der Croceschen Positionen, gegen den Überwindungs-Slogan in erster Linie. Das Zöllneramt für eingeführtes geistiges Warengut, das Croce fast fünfzig Jahre hindurch in der «Critica» und in den «Quaderni della Critica» ausgeübt, übernehmen Parente und seine Mitarbeiter mit Kompetenz und hohem Verantwortungssinn.

II.

Es ist nicht von ungefähr, dass Croce, mit ausserordentlicher künstlerischer, vor allem poetischer Sensibilität ausgestattet, mit einer Ästhetik begonnen hat (1902) und zu ästhetischen Fragen zeit seines Lebens zurückgekehrt ist. Am Kunstwerk erlebte er die Autonomie und das Wesen der ästhetischen Geisteskraft, von dieser aus Autonomie und Wesen der übrigen Geistesformen und Kategorien, der logischen, moralischen und ökonomischen, und deren sublimes gegenseitiges Spiel. In der Autonomie der künstlerischen Kraft bestärkten ihn Vico und Baumgarten (der deutsche Ästhetiker des 18. Jahrhunderts), und sein Landsmann De Sanctis bestätigte ihm die Ansicht, dass die künstlerische Synthese in der «unsterblichen» Form gipfelt, dass wirklicher künstlerischer Eindruck auch schon sein Ausdruck ist, weil Intuition und Kategorie, wie schon Kant gelehrt, zusammengehören.

Und ein Weiteres noch offenbarte ihm das ästhetische Erlebnis (und der Zusammenhang mit dem Form-Erlebnis ist evident): die Überzeugung, dass das eigentliche Kunstwerk etwas Innerliches, Geistiges ist, Wort, Farbe, Ton, Stein also nur Hilfsmittel der Kommunikation darstellen; und diesen Glauben

bekräftigte ihm Schleiermacher, der so kunstverständige romantische Theologe und Philosoph. (Dass das nur in der innern Wirklichkeit lebende Kunstwerk einen gefühlsmässig-lyrischen Ursprung hat und das Kosmisch-Geistige in sich fasst, waren für Croce in der Folge zusätzliche ästhetische Erkenntnisse, wie sie ihm vor allem aus den praktischen literarkritischen Erfahrungen zuwuchsen.)

Von solchermassen tiefen Erlebnissen umlagert (wobei es klar ist, dass sich der Mensch seine Erlebnisse selber schafft – Croce war, wie Parente bemerkt, oft nur allzu geneigt, den eigenen Anteil an der Herausbildung der Probleme zu verringern), bildete Croce, machtvoll von der Einheit des Seins ergriffen, in sich die unerschütterliche Überzeugung aus, dass der Geist die einzige, die absolute Wirklichkeit ist und daher jeder Dualismus, in welche Form er sich auch kleide – im Positivismus und Materialismus erkannte er die ärgsten Feinde –, zu geistiger Verarmung und zu philosophischer Ausweglosigkeit führt.

Wenn aber einerseits der Geist die alleinige Wirklichkeit ist und die Natur selber nur innerhalb des Geistes west (Croce sagte einmal, wer nicht verstehe, dass die Natur selber etwas Abstraktes sei – bei aller Herrlichkeit ihres Erscheinens –, der habe von der Philosophie noch wenig begriffen), so ist doch anderseits auch Tatsache, dass der Geist *lebt*, und Leben als solches ist immer Kampf, ist ein Insichsein von Kontrasten, die sich gegenseitig bedrohen und bedingen, und in und über ihnen wirken, in immanenter göttlicher Ordnung, die autonomen menschlichen Geisteskräfte, sich darstellend als Entwicklung und *Geschichte*.

Das Geschichtsproblem stellte sich so Croce immer mehr in voller Unweigerlichkeit, aber auch in immer völligerer Transparenz. Geschichte und Philosophie setzen sich selber gleich: *verum et factum convertuntur*, das Wahre und das Faktische sind umkehrbar, hatte schon Vico gesagt, damit, ohne es voll zu wissen, eine neue Epoche der Geschichtsauffassung eröffnend. Was das geschichtliche Leben, den immer tätigen Geist im Tiefsten organisiert und regelt, das ist der Spannungsausgleich der Kräfte, das *dialektische* Prinzip, von Heraklit schon erahnt, von Jakob Böhme angedeutet, von Giordano Bruno, dem italienischen Renaissancephilosophen, als *coincidentia oppositorum* gekennzeichnet (ein Ausdruck, von dem Hamann sagte, er könne ihn weder verstehen noch vergessen) und den Hegel, in Kants Synthese a priori die erste Synthese der Gegensätze erblickend, zu seiner genialen dialektischen Theorie entwickelte, welche die Dialektik als eine Erhöhung des Geistes begreift, die Gegensätze tilgend und sie zugleich wahrend. Croce hat die Hegelsche Auffassung übernommen und sie zugleich bedeutsam korrigiert («ciò ch'è vivo e ciò ch'è morto della filosofia di Hegel»), indem er nachwies, dass Hegel, von seiner Entdeckung berauscht, nicht genügend zwischen den ‹opposti› und den nur ‹distinti› schied, zwischen dem Gegensätzlichen und nur zu Unterscheidenden, und die triadische Form der Gegensätze auch dort anwendete, wo sie schliesslich Missbrauch wird, und dass er zudem – waren es Residuen seiner theologischen Frühzeit? – an einer spezifischen Philosophie der Geschichte und an einer solchen der Natur festhielt.

Die neue Geschichtsauffassung seinem absoluten Idealismus integrierend (den man auch einen absoluten Huma-

nismus nennen könnte), hat Croce in der Folge diesen umgetauft in den absoluten Historismus *(storicismo assoluto)*. Und wie er seine ästhetische Theorie in der konkreten literarischen Kritik, die vorab die italienische Literatur, doch auch die Hauptvertreter der übrigen europäischen Literaturen umfasst, praktisch beweiskräftig machte, so schenkte er als Historiker – insbesondere in den Spätwerken «Storia d'Italia dal 1871 al 1915» und in der «Storia d'Europa nel secolo decimonono» – seinen theoretischen Einsichten ihre praktische, beispielgebende Anwendung. Dass die immanente Geschichtlichkeit des Menschen im staatlichen Kollektiv im Ideal der Freiheit gipfelt, macht Croce dabei zum absoluten Gegner jeder totalitären Anschauung.

III.

Parentes Ergänzungen und Bereicherungen berühren – immer auf der Basis meisterlicher Klärung der Grundfragen und Grundkomplexe – im wesentlichen drei Punkte: das Problem der Ästhetik, das Element des Vitalen und das Problem des absoluten Historismus.

Das ästhetische Problem betrifft die «dritte Entdeckung» der Croceschen Ästhetik: die Dialektik der Leidenschaften und ihre Überwindung in der Kunst. In der «liricità» aller Kunst sieht Parente die erste, in der «cosmicità» die zweite Entdeckung Croces; die dritte, von Croce wohl postulierte und in der literarischen Kritik praktisch geübte, aber nie theoretisch klar formulierte, ist der dialektische Prozess im Gebiet des praktischen Fühlens und Wollens und in dem des künstlerischen Fühlens und bildhaften Darstellens, die beide die gleiche Wurzel haben, denn zwischen dem Menschen und dem Künstler besteht eine radikale Identität. Das praktische Gefühl lebt ganz im begehrten Gegenstand und vollendet sich in der Tat; das künstlerische lebt ganz im Bild und vollendet sich in der visiven, auditiven, taktilen Schöpfung.

Gewisse Schwankungen beziehungsweise nicht ganz zu Ende gedachte Probleme erkennt Parente auch in gewissen kritischen Interpretationen Croces, zum Beispiel in der Ariosts: die Harmonie, die Croce als Ariosts «Herz des Herzens» empfindet, charakterisiert als formales Prinzip *jede* wirkliche Kunstschöpfung; es galt, sagt Parente, und sicher mit Recht, die so gesehene Kunstmaterie in ihren ariostesken partikularen Aspekten und Affekten zu kennzeichnen. Ein Ähnliches lässt sich auch vom antithetischen Charakter der Poesie Shakespeares sagen: Croce sieht im dramatischen, fortwährend kontrastierten Lebensgefühl – «senso della vita» – die Essenz der Shakespeareschen Poesie.

Mit dem Problem des Vitalen hat sich Croce angelegentlich in seiner letzten Lebenszeit beschäftigt, ohne zu einem wirklich befriedigenden Abschluss zu gelangen. Die Vitalität ist die Urkraft des Lebens, «irrompente e prepotente» (einbrechend und eigenmächtig), sagt er in «La storia come pensiero e come azione»: sie ist die notwendige Prämisse, das Material, das Objekt allen ethisch-politischen Geschehens, und als solches der Ursprungsort der Dialektik. Er versucht sie dem praktisch-ökonomischen Wollen inzuordnen, ohne selber völlig überzeugt zu sein. Das Problem hat eine ganze Literatur entwickelt. Man sah in der Vitalität eine eigene Kategorie, ja die Natur selber (Antoni), eine

Prä-Kategorie (Assunto); Parente möchte sie als «modo categoriale» begreifen. Ist sie aber nicht vielleicht eine Super-Kategorie, wie das moralische Wollen, das Croce schliesslich – in einer prächtigen Seite von «La storia come pensiero e come azione» – der Formenvierzahl des Geistes enthoben und zum universalen Stachel und Zügel *jeder* geistigen Tätigkeit gemacht hat? Wird sich in der Frage je ein philosophischer Consensus erreichen lassen?

Nuancierte Klärungen, alle einschlägigen Texte des Philosophen vergleichend und interpretierend, widmet Parente dem absoluten Historismus Croces, in welchem er, wie aus einer zentralen Lichtquelle, die Profile der ganzen Philosophie des Meisters aufleuchten sieht. Aus der Identität von Philosophie und Geschichte erhellt sich für den, der die Substanz erfasst, das tiefste und weitestreichende Problem alles Denkens und Seins. Eine bedeutsame Stelle Parentes sei hier wiedergegeben:

«Was heisst im Croceschen Gedanken, in seiner bezeichnendsten und umfassendsten Sinnform, der Historismus? – Er besagt, dass das Universum in allen seinen Manifestationen, in den im engern Sinn menschlichen Schicksalsfällen nicht minder als in denen des ganzen Kosmos, ein immerwährendes Sicherzeugen und Sichentwickeln von Leben, und also Geschichte ist. Und wenn die Welt in ihrer Gänze Leben, Entwicklung oder Geschichte ist, so ist die geschichtliche oder historiographische Erkenntnis die höchste Gedankenform, die dem Menschengeiste gewährt ist, die einzige auch, in der sich das Wirkliche zum Bewusstsein seiner selbst erhebt. Die Philosophie selber, als höchste erkennende Tätigkeit betrachtet, mit andern Worten als die Wissenschaft, die nach den Wurzeln der Dinge strebt, um deren tragende, wesenhafte Prinzipien zu erfassen, entspricht der Notwendigkeit und der Strenge ihrer Funktion nur, wenn sie sich ‹vergeschichtlicht›, da ja die Prinzipien, die sie sucht, dieselben sind, die die Welt der Geschichte erzeugen, vielmehr die Geschichte selber sind, insofern sie sich *iuxta propria principio* entwickelt, wie der Renaissance-Ausdruck lautet. Daraus folgert, dass die Philosophie, durch die Artikulierung der Denkglieder des Erkenntnisprozesses, den Croce in tiefer Eindringlichkeit insbesondere im grossen Logik-Traktat studiert hat, auf das überlieferte Primat als höhere oder metaphysische Wissenschaft verzichtend, sich ihre eigenen Grenzen setzt im Umkreis der allein fass- und erreichbaren Wirklichkeit des denkenden Geistes, der der Umkreis der Geschichte ist.»

In Parentes Sprache selber – der Kenner hat es vielleicht schon bemerkt – scheint aus tiefer Geistesverwandtschaft etwas von der «limpidezza» des Meisters übergegangen zu sein. Aus der grossen Croce-Literatur jedenfalls ist sein Werk nicht mehr wegzudenken.

Werner Günther

[1] Croce per lumi sparsi. Problemi e ricordi. La Nuova Italia Editrice, Firenze 1975. – Der Titel entstammt der Selbstbiographie Vicos, wo dieser die *Pensées* Pascals «verstreute Lichter» nennt.

JOHANNES URZIDILS ERZÄHLUNGEN

Lebensdaten

Der Zürcher *Artemis*-Verlag hat das ganze erzählerische Werk Johannes Urzidils in fünf sorgfältig gestalteten Einzelbänden herausgebracht. Auch literarische Essays und ein grösseres Manuskript aus dem Nachlass sind mit eingeschlossen. *Hansres Jacobi* hat eine liebevolle Einführung beigesteuert, und *Věra Macháčková-Riegerová* erstellte eine vollständige Bibliographie. So dürfte denn diese Artemis-Ausgabe alle Wünsche der Freunde Urzidils erfüllen.

Der Dichter wurde 1896 in Prag geboren; er erlebte dort die Wirren des Ersten Weltkriegs, auch den Untergang des Kaiserreichs Österreich-Ungarn. In der Zwischenkriegszeit widmete er sich einer literarischen Tätigkeit, die ihn von den expressionistischen Gedichten des Anfangs bis zur Essayistik und Novellistik führte. 1939 floh er mit seiner Frau vor den einrückenden Deutschen aus Prag nach England, und 1941 wanderte er in die Vereinigten Staaten aus. New York wurde ihm zur zweiten Heimat; dort verdiente er zuerst seinen Lebensunterhalt, indem er Lederkassetten herstellte. 1946 wurde er Bürger der USA und blieb nun zeitlebens dort – abgesehen von den Vortragsreisen, die ihn in spätern Jahren nach Europa zurückführten. Böhmen und Prag hat er nicht mehr betreten. Auf einer solchen Reise ist er 1970 in Rom gestorben.

Diese wenigen Lebensdaten machen sein Werk verständlich. Sie erklären die Nostalgie, die ihn immer von der zweiten in die erste Heimat zurückgezogen hat. Sie erklären den Realismus, mit dem er den amerikanischen Alltag beschreibt. Und sie erklären schliesslich die Spannung zwischen der hochtechnisierten Zivilisation und der ursprünglichen Menschennatur, in welcher Urzidil gelebt hat.

Hochgemuter Pessimismus

Dieser Dichter gilt als Vertreter einer humanistisch-weltbürgerlichen Haltung. Zu seiner starken Bindung an Goethe hat er sich selber sehr oft bekannt. Auch Shakespeare, die antiken Tragiker, Schiller, Stifter und andere sind ihm stets gegenwärtig. Er zitiert sie, ohne Anführungszeichen, mitten in seinen Sätzen drin. Man könnte des öftern geradezu einen Test anstellen: wie viele Zitate finden sich auf dieser Seite und von wem stammen sie?

Dennoch hätte ich Hemmungen, ihn einfach als «Weltbürger» abzustempeln. Die Summe des Gelesenen bestimmt noch nicht die geistige Haltung. Es kommen in Urzidils Geschichten doch recht viele Kruditäten und Grausamkeiten vor, auch wenn sie allenfalls humorig erzählt sind. In der «Armen Pamela» wird ein kleines Amerikanermädchen von einem gutbürgerlich-selbstgerechten Jungen aus lauter Bosheit erwürgt. In den «Krücken» findet man den Kassierer einer Untergrundstation mit einer Stichwunde im Rücken tot an seiner Kasse sitzen. «Morgen fahr' ich heim» berichtet, wie ein Bauernknecht vom Eisenrechen einer neuen Erntemaschine erfasst und getötet wird. In der «Letzten Tombola» erhängt sich Herr Pernold an seinen Hosenträgern. Und in der «Grossen Finsternis in New York» klettert sich ein Junge an ebendem Lampenmast zu Tode, wo er meinte, mit seinem Stek-

kenschlag den grossen Stromausfall erzeugt zu haben. Und so weiter!

Aber Urzidil beschreibt doch das Grausame nicht um des Grausamen willen. Vielmehr schildert er eine Welt, in welcher der *Zufall* regiert. Der Mensch ist sowohl des besten als auch des schlechtesten Handelns fähig; ob das Gute oder das Böse obenaufschwingt, das entscheidet ein undurchsichtiges Schicksal. «*Wäre in der ganzen Menschheitsgeschichte immer das Gegenteil von dem geschehen, was sich wirklich ereignete, so würde das Gesamtbild ganz bestimmt genau so lausig aussehen, als es sich darstellt*[1].»

Die Katastrophen der Weltkriege haben Urzidil zum Pessimisten gemacht; hochgemut bleibt er, indem er weiterlebt und sich auch dem Mitmenschen und seinen Nöten nicht verschliesst. Ein Hang zur Ironie ist unverkennbar. In der «Rippe der Grossmutter» schildert er, wie er eine aus dem Moder des Grabes geschaufelte Rippe ständig am eigenen Leib mit herumträgt. Nicht etwa aus Verehrung für die Grossmutter, die unter den Bauern als Hexe galt – sondern aus Mutwillen und Ironie. «Letztes Läuten» berichtet, wie die Dienstmagd des Dichters, nach Urzidils Flucht in seiner Prager Wohnung zurückgeblieben, nun die Dame spielt und bald in unabsehbare Verwicklungen mit den Okkupanten gerät. Die Erzählung ist genau in dem «Volkston» gehalten, der für die Dienstmagd passt. Trotz dem teilweise tragischen Geschehen – am Schluss ermordet die Heldin ihre mit den Deutschen fraternisierende Schwester – ist das Ganze doch mit einer Art ironischer Gemütlichkeit erzählt.

So erscheint mir denn Urzidil weniger als ein Humanist denn als ein vernünftig gebliebener Beschreiber einer völlig unvernünftigen Welt. Möglich, dass auch darin ein Stück Humanismus steckt!

Nostalgie

Sehr realistisch beschreibt er die Atmosphäre eines Appartementhauses in der «Armen Pamela». Auch einen New Yorker Stadtpark, den Kommerzialismus, den ganzen Saus und Braus von Manhattan und Brooklyn beschwört er glaubhaft herauf. Doch immer wieder blickt er nach Prag und nach Böhmen zurück. Er versetzt sich in seine berühmt-berüchtigte Grossmutter («Die Frau mit den Handschuhen»), er taucht in die Erinnerung an eine Hochzeit seines Vetters ein («Morgen fahr' ich heim») und peilt seine eigene Kindheit wieder an («Von Odkolek zu Odradek»). Diese autobiographischen Erzählungen sind voll von erlebten Wirklichkeiten, liebenswürdig und witzig. Man könnte sie mit den entsprechenden Berichten von Hans Carossa vergleichen. Sie zeigen uns «Kakanien», das alte Österreich-Ungarn, ein Stück versunkenes Europa. Gewiss hat der nostalgische Rückblick auf eine «gute alte Zeit» – die in Tat und Wahrheit gar nicht so gut war, wie auch Urzidil weiss – seine Beliebtheit bei einem älteren Publikum gefördert. Wenn wir wissen möchten, wie die Franz-Joseph-Ära in Wirklichkeit beschaffen war, müssten wir neben Urzidil noch andere Schriftsteller beiziehen: Joseph Roth, Robert Musil zum Beispiel. Das Ergebnis wäre vermutlich ernüchternd. Aber es gehört ja zu den liebenswerteren Eigenschaften des Menschen, dass er die eigene Vergangenheit zu vergolden vermag.

Mit alledem möchte ich Urzidil keineswegs vorwerfen, er idyllisiere. Das

Porträt, das er zum Beispiel in der «Letzten Tombola» von seinem Vater entwirft, ist sicher realistisch genug! Aber die rückblickende Haltung als solche begünstigt eine gewisse humorige Gemütlichkeit, die auch den Leser erfreut.

Vom «einfachen Leben»

Ernst Wiechert hat das seinerzeit vielgelesene Buch «Das einfache Leben» geschrieben. Darüber schweigt man heute; Wiechert ist längst nicht mehr «in». Aber auch Urzidil hat, wenn wir ehrlich sein wollen, jene Sehnsucht nach dem Ursprünglichen und Elementaren, und von der Verehrung der «Scholle» wäre er nicht ganz freizusprechen, wenn darin eine Schuld liegen sollte.

In «Kafkas Flucht» erdichtet er einen Kafka, der auch nach Amerika geflohen, hier aber als anonymer Gärtner untergetaucht ist. Dieser Gärtner-Kafka spricht: «*Ich mache jetzt Versuche mit dem Wasser. Nicht mit Düngemitteln oder dergleichen. Mit echtem Wasser. Nicht mit Leitungswasser. Wasser aus dem Grund. Und mit der Erde. Die Erde ist das Wichtigste*[2].» Und die Hausfrauen freuen sich, bei ihm «*einen Salatkopf unmittelbar vom Grund abgeschnitten zu bekommen oder die Radieschen noch mit der feuchten Erde daran*[3]». Von den Kultur-Tomaten geht dieser Zivilisationsflüchtling auf die «Urtomaten» zurück und rühmt sie: «*Es ist noch Gefahr in ihnen, Mühsal und Risiko des Erreichens. Oh, wenn man doch ein Indianer wäre*[4]*!*» Klingt hier nicht das «Vivere pericolosamente» der dreissiger Jahre an? Freilich, von Faschismus ist Urzidil ganz freizusprechen! Aber ähnlich wie Carl Zuckmayer hat er einen Hang zum Elementaren, Vitalen. So sagt jener dionysische Bauernknecht Pawel in der Erzählung «Morgen fahr' ich heim» einmal: «*Sonne war gut und Mädeln auch. Aber was ich nicht so gern hab', sind fertig gepackte Kisten und Ballen, wo man nicht weiss, was darinnen ist. Bin gern mit wachsenden Dingen, mit lebendem Fleisch und Blut*[5].»

Allerdings hält eine solche Bauerngeschichte den Vergleich mit Zuckmayers «Fröhlichem Weinberg» nicht aus. Zuckmayers Haltung ist eher naiv, diejenige Urzidils sentimentalisch. Er feiert, nicht ohne Pathos, ein Ur-Reich jenseits des Verstandes, einen uns unerreichlich gewordenen magischen Bezirk. Von Athalia Montez heisst es in der Erzählung «Athalia Montez, Ratschläge»: «*Aber sehr bald schon fühlte sie sich jenseits der Barriere des blossen Wissens, stand plötzlich in tieferen Reichen vor dem verhohlenen Uranlass irgendeines Verhaltens oder Zustandes, der sich den Worten verweigerte. Dass dies geschah, bewirkte in ihr der magische Stoff der Schicksale, die sich ihr näherten*[6].»

Reflexion und Rhetorik

Erzählungen wie «Behelligungen eines Richters» oder «Entführung» beginnen mit einer abenteuerlichen Begebenheit, die ganz realistisch erzählt wird. Man ist nun gespannt, wie sich der Knoten löse. Aber Urzidil scheint gar nicht darauf bedacht, ihn zu lösen, sondern verliert sich in ein sentenzenreiches Reflektieren über die Begebenheit. Hier spielt der Literat dem Dichter einen Streich. Er verlockt ihn von der Geschichte hinweg zum *Bedenken* der Geschichte, zum Bedenken allgemeiner menschlicher Wahrheiten.

«Im Aufzug» beginnt damit, dass

ein Lift steckenbleibt; im Lift sind eingeschlossen ein Mann und eine Frau. Sie reden bald recht gebildet miteinander und versagen einander, jung und schön, wie sie sind, auch die menschliche Anteilnahme nicht. «*Sid rutschte zu ihr hinüber. Seinen Armschmerz fühlte er jetzt gar nicht mehr. Er fand sich zu ihrem Kopf und streichelte sie. ‹Wie herrlich du schluchzst› sagte er, ‹es ist wie ein Bach im Wald*[7].›» Seine Verehrung für sie erreicht am Schluss einen Höhepunkt: «*Sid leuchtete zu Maxine hinüber. Sie lag mit hochgezogenen Beinen. Sie schlief vollkommen ruhig. Ihr leicht geöffneter Mung gab ihre Zähne ein wenig frei. Ihr Haar hing in die Stirne. ‹Schön ist sie›, dachte er, ‹schön wie die Garbo*[8].›»

Schön, dass sie so schön ist; aber wir hätten lieber gehört, wie die beiden wieder aus ihrer Klemme herausgekommen sind. Und was den Stil betrifft, so ist er, gelinde gesagt, sehr sentimentalisch.

Urzidils Erzählungen haben oft eine dicke literarische Patina, und seine Vorliebe für das Zitieren verführt ihn, die Leute über ihren natürlichen Stand hinauszuheben, sie geistig auf zu hohem Fusse leben zu lassen. Ein sadistischer Feldweibel, der bestimmt nie einen Klassiker zur Hand genommen hat, macht eine Bemerkung, die nur auf Grund von Wielands «Oberon» verständlich wird; vier Soldaten, die zufällig auf einer Beobachtungsstation für Geistesgestörte zusammengekommen sind, zitieren ausgiebig Shakespeare. Ich halte das für bedauerlich; denn Urzidils Begabung liegt doch eher im Erzählen als im Reflektieren. Und eine Erzählung ist eine geschlossene Spielwelt, ein strenges Modell. Das Gesetz, nach dem sie angetreten ist, muss sie einhalten bis zum Ende. Oder sollten etwa diese Texte mehr verstanden werden als ein Spiel der Imagination auf verschiedenen Ebenen? Sind es Bilder eines Kaleidoskops, die sich gleich verwandeln, wenn man nur wenig an ihnen schüttelt? Aber an eine solche kaleidoskopische Gattung kann ich nicht glauben. Was als Erzählung begonnen hat, muss auch als Erzählung enden; Urzidil selber bestätigt das in manchen gutgelungenen Texten.

Welchen Gesamteindruck hinterlässt dieses ganze grosse Erzählwerk? Johannes Urzidil erscheint mir als ein Wanderer zwischen zwei Welten. Einerseits befindet er sich à la recherche du temps perdu. Und anderseits vertieft er sich in die Betrachtung einer überzivilisierten Gegenwart, einer Gegenwart, die sich in unlösbare Widersprüche verstrickt hat.

Arthur Häny

[1] «Die erbeuteten Frauen», Seite 255. – [2] «Entführung», Seite 102. – [3] «Entführung», Seite 103. – [4] «Entführung», Seite 105. – [5] «Bist du es, Ronald?», Seite 185. – [6] «Entführung», Seite 63. – [7] «Entführung», Seite 149/50. – [8] «Entführung», Seite 152.

EIN GROSSES LIEDERBUCH

Liederfreunde sind zu einer neuen Liederfibel gekommen. «Fibel» ist zwar masslos untertrieben. Tatsächlich handelt es sich um einen Prachtsband, der höchste bibliophile Ansprüche befriedigt. «Gross» gibt sich dieser Band nicht

nur im Titel, sondern in Umfang, Aufmachung und bildnerischer Ausschmükkung.

Zu Recht trägt dieses Diogenes-Volumen die Bezeichnung «Das grosse Liederbuch» und verteilt denn die Lorbeeren im Untertitel auch schon auf die Autoren und Mitarbeiter: es nennt sich «204 deutsche Volks- und Kinderlieder, gesammelt von Anne Diekmann, unter Mitwirkung von Willi Gohl, mit 156 bunten Bildern von Tomi Ungerer[1]».

Es sei, wie das im Klappentext angekündigt wird, «ein Bilderbuch, ein Liederbuch, ein Spielbuch: ein einzigartiges Hausbuch für Kinder und Eltern; für Kindergarten und Schule; für Gesangvereine, Musikhochschulen und Bibliotheken; und, nicht zuletzt, für Kunstkenner». Nicht umsonst steht am Anfang dieser vielfältigen Zweckbestimmung «ein Bilderbuch», am Schluss «für Kunst-Kenner». Alpha und Omega dieses unter Claudia Schmölders' Gesamtredaktion herausgegebenen Prachtsbandes wird es sein, dass er hauptsächlich betrachtet wird – und etwas weniger, dass er täglich gebraucht, eigentlich von Hand zu Hand benützt. Denn dazu ist dieses Buch nicht nur umfangmässig zu gross, gewichtsmässig zu schwer, sondern vor allem einmal kaufpreismässig zu teuer. Goethes Motto, das dem Band mitgegeben wird, kann tatsächlich wörtlich genommen werden: «Erwirb es, um es zu besitzen!» Dieses Buch möchte man für lange in seinem Besitz wähnen, ungestört, unbefleckt, nicht vernutzt. Respektvolle Distanz zu ihm wird die einzig angemessene Einstellung sein.

Der Band gliedert sich in elf Gruppen. Es sind: Morgen-Lieder, Handwerks- und Arbeits-Lieder, Frühlings-Lieder, Wander-Lieder, Sommer-Lieder, Jäger-Lieder, Herbst-Lieder, Tanz- und Spiel-Lieder, Winter- und Weihnachts-Lieder, Liebes-Lieder, Abend- und Schlaf-Lieder. Stets wurden die Lieder mit Originaltexten und -melodien übernommen, für Gesang entweder einstimmig oder mehrstimmig gesetzt, mit Begleitungen von Klavier oder mit anderen Instrumenten. Dabei wurden auch Bearbeitungen durch unsere Klassiker von Bach und Mozart bis Schubert und Brahms berücksichtigt oder einzelne Lieder von Schulmusikern von heute neu gesetzt. Dabei achtete man stets auf Einfachheit, Leichtfasslichkeit, eben Kindertümlichkeit. Experimenten ging man aus dem Weg. Die Sätze der für diesen Band hergestellten mehrstimmigen Fassungen hätten tatsächlich auch vor Jahrzehnten schon so verfasst werden können. Das stört grundsätzlich nicht bei einem Band, der sich als Sammlung traditioneller Liedweisen versteht.

Auch werbewirksam dürften sich die Illustrationen Tomi Ungerers ausnehmen. Wie die Lieder sind auch sie in ihrer Anschaulichkeit nicht von heute. Das meint: Sie geben absichtsvoll ein Kinderland von einst wieder. Der Betrachter fühlt sich in ein biedermeierliches Mitteleuropa zurückversetzt, oftmals auch in ein heiles Biedermeier. So sind etwa Bebilderungen wie die zu «Stille Nacht, heilige Nacht» oder «Muss i denn, muss i denn zum Städtele 'naus» in ihrem feierlichen Legendenton kaum mehr zu überbieten. Doch dann hört gelegentlich rasch die Harmlosigkeit auf. Etwa wenn zum Lied «Hab' oft im Kreise der Lieben» Stühle ungeordnet in einem menschenleeren Raum herumstehen und die Tür aufgesperrt ist; oder wenn «Im Frühtau zu Berge wir gehn, fallera» das von einer Frau berittene Pferd vom Felsenabgrund weggezerrt wird; oder wenn in «Alle meine

Entchen schwimmen auf dem See» von einem Knaben den Tieren die Farbe aus einer Tube zum Frasse hingestreckt wird.

Da wird das Bild nicht zur Illustration der Liedvorlage, sondern zur Deutung, zur Ausdeutung, zur umdeutenden Erweiterung und damit zum überaus individuellen, eben von Tomi Ungerer geprägten Kontrapunkt. Da bringt die Illustration den Liedern eine oder gleich mehrere Schichten neu dazu. Der Hintergrund der Harmlosigkeit ist Bosheit, der der Idylle die Vernichtung; der Mensch entpuppt sich als Unmensch. Offensichtlich kommt da Tomi Ungerer auf seine Erfahrungen als Werbegraphiker und Cartoonist zurück.

Leicht hat es sich Tomi Ungerer mit diesem Buch nicht gemacht. Er soll während fünf Jahren Material dafür gesammelt haben und die nun verwendeten 156 Bilder aus Tausenden von Skizzen und Entwürfen ausgewählt haben. Damit stellt sich dieser Band in eine Tradition von beinahe anderthalb Jahrzehnten. Unter dem Motto «Tomi Ungerer im Diogenes-Verlag» sind je unter den beiden Rubriken «Bilderbücher für Erwachsene» und «Bilderbücher für Kinder» gegen dreissig Bücher erschienen. Dieses wendet sich gleichermassen an Kinder und an Erwachsene. Vielleicht mag Tomi Ungerer damit eine neue Diogenes-Reihe eröffnen.

Nur: ein kleiner Widerspruch wird da bestehen. Der musikalisch-sprachliche Inhalt ist ganz aufs kindliche Gemüt und sein Auffassungsvermögen zugeschnitten. Der Band als Aufmachung – wie schon gesagt – und in seinen gezielten illustrativen Ausdeutungen kann nur vom erwachsenen Menschen eigentlich verkraftet werden. Doch gerade aus dieser Spannung, Inkongruenz heraus dürfte diesem Buch ein durchschlagender Erfolg erwachsen.

Rolf Urs Ringger

[1] «Das grosse Liederbuch». Diogenes-Verlag, Zürich 1975.

PROBLEMATISCHE NATUREN

Über Heinz Pionteks Roman «Dichterleben[1]»

Seit der Forschungsschwerpunkt «Literatursoziologie» den weitern Forschungsschwerpunkt «Rezeptionstheorie» gezeugt, geboren und hochgebracht hat, gelten auch noch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Autoren als wissenswürdig. Worüber die längste Zeit fast ausschliesslich die Steuerkommissäre in ihrer wohltätigen Verschwiegenheit annähernde Kenntnis gehabt hatten, das rückte in Kürze in das Fadenkreuz dickleibiger Untersuchungen: der Glanz und das Elend der Schriftsteller. Im Vorbeigehen sei erinnert an den «*Autorenreport*» (Rowohlt-Verlag, 1972) und an den «*Künstler-Report*» (Hanser-Verlag, 1975) von Karla Fohrbeck/Andreas Johannes Wiesand, an «*Alte Schriftsteller in der Bundesrepublik*» (Piper-Verlag, 1972) von Angelika Mechtel, an die Studien von K. M. Bolte, H. J. Daheim, R. König/A. Silbermann,

Ch. Longolius, E. K. Scheuch und an die Abklärungen durch verschiedene demoskopische Institute (wie Allensbach). Die Lage in der Schweiz beleuchtet seit kurzem der Clottu-Bericht, wo sich auch die Haushaltbücher der hiesigen Autoren vor- und nachgerechnet finden. Das Ergebnis insgesamt darf wirtschaftlich planende Berufsberater in keiner Weise zu positiven Ratschlägen ermuntern.

Wie ein Dichterleben überhaupt abläuft oder ablaufen kann, hat *Heinz Piontek* im Roman «*Dichterleben*» mit starken Linien nachgezogen[1]. Um gleich die Tonart des Ganzen erklingen zu lassen, sei gesagt, dass der Roman in der Widmung «Dem Schneider von Ulm» zugedacht ist und dass an zwei Schlüsselstellen Don Quijote und Simplicius Simplicissimus als Symbolgestalten des Poeten aufscheinen. Der Schneider von Ulm ist der Utopist, der sich gläubig in einer Wette auf Leben und Tod aufs Spiel setzt, der verliert und in tragischer Ironie so spät gerechtfertigt wird, dass ihn selber die Rechtfertigung nicht mehr erreicht. Don Quijote weigert sich, sein poetisches Genie der Prosa der Allerwelts-Realität zu unterstellen. Simplicissimus gibt gegen sein vierzigstes Jahr, viel zu spät also, der «unreinen Welt» endlich den Abschied. Literatur, Schreiben ist demnach Utopie, ist vernunftwidrige Gegenwehr, ist eine weitere Form der Selbstbeschmutzung. Nichts vom hohen Pathos, wie es etwa noch aus einem Wort der Kaiserin Elisabeth über Nietzsche leuchtet, das Kristomannos überliefert hat: Einer müsse sich in den Abgrund werfen; dann schliesse sich der Schlund, und die andern könnten ungefährdet hinübergehen.

«Dichterleben» ist aber auch noch der Scherz- und Neckname. auf den der Schriftsteller Achim Reichsfelder, die Zentralfigur, von seiner Frau getauft worden ist. Reichsfelder wohnt zuerst lange in Dissingen (worunter der Leser wohl Dillingen an der Donau verstehen muss, wo Piontek zu Hause war), verzieht sich später nach München, lebt schliesslich in München-Nord, in Schwabing also, «ein Fremdling in der Wirtschaftswunderwelt» (worüber Heimito von Doderer 1960 vor dem Österreichischen Schriftstellerverband gesprochen hat), ein Fremdling überhaupt. Gespräche, Werkstattgespräche zumal, sind festgehalten und Erinnerungen aneinandergereiht, mit Insider-Anspielungen durchsetzt: Gedenken an Georg von der Vring, «George Forestier», Paul Celan, Ingeborg Bachmann, weiter: «der Oberschlesier Piontek, der vor dem Frühstück schon Kirschwasser trinke, sei ein ausgebrannter Fall». Mitspieler der äussern Biographie Pionteks entsteigen seinen Seiten (was sich schon Ernst Barlach im autobiographischen Romanfragment «Seespeck» zum Beispiel mit Theodor Däubler ausgeheckt hat). Ein bisschen Rache der süssen Sorte an der Literaturkritik findet sich beigemischt, Joachim Kaiser und Marcel Reich-Ranicki sind Kürzestauftritte gegönnt. Doch während all dieser Schreibarbeit, durch all diese Spannungen, Anspannungen, Verspannungen kränkeln die scheinbar einfachen, in Wahrheit allerdings sehr verletzlichen Bindungen an die Nächsten dahin und sterben schliesslich lautlos ab: neue Opfer auf den alten Brandaltären. Der Konflikt «Schriftsteller und Bürger» bleibt ein ständiges Thema ad usum delphini für Proseminare, bleibt ein Problem mit Hörnern wohl noch auf lange Zeit hinaus.

Pionteks autobiographischer Roman über die gewesenen Jahre ist ein reiches,

ausgreifendes, volles Buch; es ist darüber hinaus eine Sonde. Wie bloss Dichter Gedichte tief lieben, nehmen auch nur echtgeborene Schriftsteller die Literatur so ernst, wie Piontek es vermag, trotz und samt dem üblichen Smog, den sie bekanntermassen verbreitet. Das Schreiben, die Literatur ist in «Dichterleben» das Herz der Welt; ein Gläubiger spricht. Piontek ein Gläubiger? Und der Schneider von Ulm? Und Don Quijote? Und Simplicissimus?

Dominik Jost

[1] Heinz Piontek, Dichterleben, Roman, Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1976.

HINWEISE

Wehner, Strauss, Barzel

Herbert Wehner – einer der führenden Männer der SPD – ist siebzig Jahre alt geworden. Zwei auf diesen Zeitpunkt hin erschienene Bücher versuchen, über Wesen und Wirken des prominenten Jubilars Aufschluss zu geben.

Wehner ist oft mit Strauss, einem seiner profiliertesten politischen Gegner, verglichen worden. Tatsächlich ist Gemeinsames nicht zu verkennen: das politische «Urtalent», die Rhetorik, die Unzimperlichkeit – oft Grobheit – im Umgang nicht nur mit Feinden, das unruhige Naturell, die sehr kontroverse Beurteilung, die beide Männer noch heute erfahren. Doch der Vergleich bleibt an der Oberfläche haften. Während es bei Strauss schwerfällt, hinter der bayerischen Barockheit mehr zu finden als ein ungebärdiger Drang nach Macht, steht bei Wehner unverkennbar anderes im Hintergrund: ein politischer Lebensweg, der zeitweise in die Irre führte, und ein Emigrantenschicksal, das dauernd Spuren hinterlassen hat. Deutlich wird das in der Rede, die Wehner 1959 vor dem Godesberger Parteitag der SPD gehalten hat: «Ich gehöre zu den Gebrannten.»

Der Band «*Herbert Wehner – Wandel und Bewährung, Ausgewählte Reden und Schriften 1930–1975*», ermöglicht es, dieses «Gebranntwerden» mitzuverfolgen. Möglich ist das auch deshalb, weil dies ein ehrliches Buch ist: es sind darin auch die wichtigsten Reden und Aufsätze aus Wehners kommunistischer Zeit enthalten. Was weiter auffällt: Bei allen taktischen Finessen und polemischen Ausfällen – dem also, was beim Reizwort «Wehner» zuerst einfällt – verfolgt der Politiker Wehner höchst geradelinig zwei grundsätzliche Vorhaben: die Integration der Arbeiterschaft und somit der SPD in die 1949 entstandene Bundesrepublik, und die Erhaltung des deutschen Parlamentarismus als eines Ortes der offenen politischen Auseinandersetzung. Das haben auch seine Gegner – und Wehner hat bekanntlich deren viele – mindestens zeitweise anerkannt, wie aus der eigentlichen Festschrift «*Herbert Wehner, Beiträge zu einer Biographie*» hervorgeht. Bei allen Gratulationen ist dieses Geburtstagsgeschenk keine kritiklose Eloge geworden. Die

komplexe Natur des Gefeierten verunmöglichte, so scheint es, allzu platte Huldigungen. Es fällt sogar auf, dass Wehner Nahestehende sich dem schwierigen «grand old man» ihrer Partei recht behutsam nähern; ein schönes Beispiel dafür ist Günter Gaus, dessen Beitrag ein subtiles Charakterbild, frei von Schmeicheleien, zeichnet. (Verlag Ullstein/Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Frankfurt/Berlin/Hannover 1970[3]; Kiepenheuer & Witsch, Köln 1976.)

*

Was wäre ein Bundestagswahlkampf ohne *Franz Josef Strauss?* Auch 1976 beflügelt der starke Mann aus Bayern die Bücherproduzenten – zusätzlich und neuestens auch noch die Photographen. Erstaunlich ist das nicht: längst ist die Strauss'sche Physiognomie nicht nur allen Karikaturisten, sondern auch den Kameramännern lieb und teuer. Das wohl ausgefallenste Erzeugnis der «FJS-Literatur» bringt es an den Tag: «*F. J. Strauss, Gesichter eines Menschen*» enthält ausser einem Kurzkommentar nichts anderes als Porträtaufnahmen in Gegenüberstellung – links den Strauss, wie ihn die CSU auf Plakaten (lächelnd und väterlich) präsentiert, rechts das nicht retuschierte, bekannte Gesicht des Politikers, böse, heiter, grimmig, eifernd, verschwitzt, nachdenklich oder auch abgespannt. Die Absicht des Buches, obwohl auf den ersten Blick nicht leicht zu erraten, ist klar. Man will nachweisen, wie gross der Unterschied zwischen Plakat und «Wirklichkeit» ist. Einen vollends boshaften Aspekt erhält das wunderliche Bilderalbum dadurch, als es äusserlich den Eindruck einer Hommage, einer gediegenen Widmung erweckt, dabei aber das genaue Gegenteil davon ist: eine Blossstellung von Strauss mit Hilfe des Bildes. Zwei Fragen bleiben da allerdings unbeantwortet: Ist der photographierte Strauss tatsächlich der wahre Strauss? Und: Könnte man dasselbe Spiel nicht auch mit dem Gesicht beliebiger anderer Politiker treiben? (Allerhand-Verlag, München 1976.)

*

Um *Rainer Barzel* – früherem Oppositionsführer und 1972 Kanzlerkandidat der CDU/CSU – ist es seit Mai 1973, als er von diesen Ämtern zurücktrat, ruhig geworden. Barzel hat die nach seinen Worten «schöpferische Pause» unter anderem dazu benützt, um in Buchform Rechenschaft über sein politisches Wirken abzulegen, aber auch, um die politische Lage von heute zu analysieren. «*Es ist noch nicht zu spät*» will aber auch Antwort geben: Antwort in erster Linie auf die Frage, ob in «zehn Jahren alles marxistisch» sei. Nach gehabter Lektüre ist dazu zu sagen: Der Autor verspricht zu viel. Dabei fehlen in dem Buch nicht so sehr die vernünftigen Überlegungen – sie entpuppen sich zwar oft als blosse Rückgriffe auf Adenauer und Erhard –, sondern die klaren Angaben, wie das alles politisch zu verwirklichen wäre. Rainer Barzel vermag sich auch hier nicht von den Eigenschaften zu befreien, die ihm sicher auch den Weg zur Kanzlerschaft verbaut haben – er liebt es immer noch, Binsenwahrheiten pathetisch vorzutragen, seine Rede und Schreibe stilistisch aufzudonnern und einen penetranten Predigerton anzuschlagen. Wäre Barzel Koch, müsste man ihm raten: mehr Essig, weniger Öl. (Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München/Zürich 1976.)

Jean Améry, «Hand an sich legen»

Jean Améry ist ein Essayist von erprobter Qualität. Zu seinen hervorragenden Eigenschaften gehört Aufrichtigkeit. Man hört ihm zu und nimmt ihn ernst, selbst wenn man seine Schlussfolgerungen nicht teilen kann. Was er in seinem Traktat über das Altern ausführt, beispielsweise, ist von so durchdringender und – bei aller Resignation – heiterer Klarheit, dass man zum Nachdenken eindringlich angehalten wird. Jetzt legt Améry eine schmale Broschüre über den Freitod vor: «Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod.» Er legt seine Ansicht dar, der Selbstmord, den er mit Bedacht Freitod nennt, sei ein Privileg des Humanen. Er bricht eine Lanze für alle, die sich zu diesem letzten Schritt entschlossen haben. Denn er sieht darin eine letzte Konsequenz aus der radikal verstandenen Freiheit des Menschen. Statt sich dagegen zu ereifern, sollte man aufmerksam lesen. Améry sagt, er habe nichts vorzubringen, wenn einer selbst und für sich entscheide, er gehorche und gehöre seinem Gott. Kann man sich ihm entgegenstemmen, wenn er es hingegen ablehnt, dass Forderungen ausgesprochen, dass Menschen, die zu anderen Schlüssen kommen, verdammt werden, im Namen der Religion oder im Namen gesellschaftlicher Normen? Es ist ein heikles Thema, ein Grenzthema im wahren Wortsinn. Amérys Buch muss verstanden werden als Plädoyer für Respekt: «Beklagenswert nehmen wir uns aus, das kann ein jeder sehen. So wollen wir gedämpft und in ordentlicher Haltung, gesenkten Kopfes den beklagen, der uns in Freiheit verliess» (Edition Alpha, Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1976).

Lars Gustafsson, «Das Familientreffen»

Dies ist der dritte Roman in der Tetralogie, die der Autor über die sechziger Jahre dieses Jahrhunderts zu schreiben im Begriffe steht. «Lars Gustafsson persönlich» und «Wollsachen» sind vorausgegangen, im «Familientreffen» übernimmt wieder eine Figur, die Vornamen des Verfassers trägt, Lars Troäng, die Funktion des Erzählers. Es geht um eine Sonderkommission, deren Direktor er ist, es geht um die Zerstörung der Umwelt und der natürlichen Lebensbedingungen, und es geht vor allem um die beklagenswerten Gründe, warum hier Tabus, Zwänge, Lügen und Feigheiten den offenen Kampf unterbinden. Der Roman ist die Geschichte eines Skandals, der die Zukunft der Menschen betrifft. Er liest sich wie eine Kriminalgeschichte. Gustafsson erweist sich als ein ebenso gescheiter wie ränkereicher Erzähler. Ein Familientreffen in Schweden, volkstümliche Gastlichkeit und Gemütlichkeit unter Bäumen bei Musik, Tanz und Liebeleien bilden den Rahmen. Lars Troäng tastet sich im Verlauf der festlichen Nacht zu Einsichten vor, die jeden Leser betreffen und betroffen machen. (Aus dem Schwedischen von Verena Reichel. Hanser-Verlag, München/Wien 1976.)

Thomas Bernhard, «Die Berühmten»

Die Vorgeschichte ist ein Skandal: Bernhard überwarf sich mit der Direktion der Salzburger Festspiele, weil sie Einblick in sein Theaterstück verlangte, ehe sie den Vertrag unterzeichnen wollte. Das Stück ist in Wien uraufgeführt worden und war ein Misserfolg. Es ist trotz-

dem interessant und gewissermassen eine Quintessenz aus Anschauungen, die Bernhard schon in «Frost», in «Verstörung», in den Stücken «Der Ignorant und der Wahnsinnige» und «Die Macht der Gewohnheit» entwickelt hat: Fragwürdigkeit der hochgefeierten Kunst, Demaskierung des Betriebs um Spitzenkräfte des internationalen Musik- und Opernbetriebs. Kein gutes Theaterstück, wenn man auf die dramaturgischen Eigenschaften schaut, aber vielleicht doch ein Text, den zu bedenken sich lohnt. Die Kunst, abgelöst von den wahren Bedürfnissen des Menschen, pervertiert zur Perfidie. Bernhard hat sich verbissen in die Absicht, die «Perfidie der Künstler» zu zeigen; es fehlt der Gegenpol, und darum bleiben die Szenen bei aller entlarvenden Prägnanz der Formulierungen flach. Was der Autor den Verleger sagen lässt, trifft auf ihn selber zu: «Die Schriftsteller, auch wenn sie Wissenschaftler sind, sind Übertreibungsspezialisten.» (Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt am Main 1976.)

Sechseläuten im Buch

Die Buchverlage haben einen ausgeprägten Sinn für gutes «timing» entwickelt. Neues Beispiel: der genau im richtigen Zeitpunkt erschienene Band «Sechseläuten». Auf fast 100 Seiten Text (verfasst von *Walter Baumann* und *Alphonse A. Niesper*) ist alles über das traditionelle Zürcher Frühlingsfest zu erfahren – über die Geschichte, die Zünfte, den Kinderumzug und so fort. Ein überaus gediegenes und sogar – dem Thema angemessen – «festliches» Buch; was ganz besonders hervorsticht, ist die geradezu hinreissend schöne Bebilderung von *Peter Justitz*. Wohl kaum je ist es gelungen, mit dem Mittel der Photographie ein kurzes Geschehen, einen zweitägigen Anlass mit seiner ganzen Atmosphäre, seinen Akteuren und seinem Hintergrund so vollkommen einzufangen. Wer es nicht gewusst hat, kann sich hier überzeugen: das Sechseläuten ist (auch) ein Fest für die Augen. (Orell-Füssli-Verlag, Zürich 1976.)

Rocker-Protokolle

Volker W. Degener, im Hauptberuf Leiter einer Polizeidienststelle in Bochum («Anlaufstelle für Aussenseiter»), hat seine Erfahrungen mit Rockern und ihren Bräuten literarisch verarbeitet. Der Verlag nennt das Buch einen Roman. In Wahrheit sind es Einzelporträte, die auf Tonbandaufnahmen von Selbstaussagen beruhen. Das Buch ist mit Geschick gemacht, bietet Informationen aus einer Welt, die seltsam fremd und doch wieder vertraut anmutet. Dass Degener ein Element der Fiktion verwendet – ein Soziologiestudent führt Interviews und wird zum Vertrauten der Rocker und Prostituierten –, stört zwar den dokumentarischen Wert der Monologe nicht, macht aber das Buch auch nicht zum in sich geschlossenen literarischen Werk. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)